

„Nicht mutig“ auf dem Weg in ein „Haus aus Licht“

„Ich bin nicht mutig.“

Das sagt – kurz vor ihrem Tod – die Dichterin Marie Luise Kaschnitz von sich – in einem Gedicht, das mich besonders beeindruckt hat:

Die Mutigen wissen
Daß sie nicht auferstehen
Daß kein Fleisch um sie wächst
Am jüngsten Morgen
Daß sie nichts mehr erinnern
Niemandem wiederbegegnen
Daß nichts ihrer wartet
Keine Seligkeit
Keine Folter
Ich
Bin nicht mutig. (1)

Angesichts von Tod und Leben ist es für Marie Luise Kaschnitz notwendig, Möglichkeiten des Lebens jenseits der Todesgrenze offen zu halten.

Dass es keinen jüngsten Morgen, kein Wiederbegegnen, keine Seligkeit geben soll – sie mag sich das nicht vorstellen. „Ich bin nicht mutig“, sagt sie.

In der kommenden Woche, am 10. Oktober, jährt sich zum 40. Mal der Todestag der Dichterin. So möchte ich heute Morgen an einzelne Stationen ihrer Lebensreise erinnern – und an das Werk dieser außergewöhnlichen deutschen Schriftstellerin und „sensiblen Zeitgenossin“.

Marie Luise Kaschnitz wird am 31. Januar 1901 als Marie Luise Freifrau von Holzing-Berstett in Karlsruhe geboren, in einer preußisch-protestantischen Offiziersfamilie aus badisch-elsässischem Adel. Nach ihren beiden älteren Schwestern hatten die Eltern endlich einen Sohn erwartet und waren maßlos enttäuscht über diese dritte Tochter. Drei Jahre später wird dann endlich der Stammhalter geboren, ihr Bruder Adolf Max, das ausgemachte Lieblingskind.

Ein Jahr nach ihrer Geburt zieht die Familie nach Potsdam, 1913 nach Berlin und am Ende des Ersten Weltkriegs auf den wiederhergestellten Familienbesitz, ein Gut in Bollschweil im Breisgau, das sie später als ihre „eigentliche Heimat“ bezeichnet. Der Vater, ein Außenseiter im Offiziercorps, kehrt nicht ohne Verstörung aus dem Krieg zurück und leidet unter der Munterkeit seiner musikalisch begabten Frau und unter der Unbeschwertheit seiner begeistert singenden Kinder. Die Ehe der Eltern zerbricht, auch wenn sie weiter

unter einem Dach wohnen.

Marie Luise ist ein Naturkind, ein Augenkind, dem sich alles, was es wahrnimmt, im Spiegel seiner Phantasie verwandelt. So erfährt sie zugleich fehlende Nähe und Zuwendung, aber auch Anregung und Förderung. Zwischen den drei Geschwistern erlebt sie eine zwar behütete, aber doch zugleich auch innerlich bedrohte und auf ihre Weise bedrückende Kindheit.

Das lässt sie viele Jahre später in der Erzählung „Das dicke Kind“ durchblicken (2):

Die Erzählerin, eine Frau mittleren Alters wird von einem ihr unbekanntem dicken Mädchen besucht. Es wirkt in seiner dumpfen Trägheit und traurigen Weinerlichkeit abstoßend und zugleich irgendwie beunruhigend anziehend. Später folgt die Frau dem Mädchen unbemerkt an das Ufer eines zugefrorenen Sees. Hier wird sie Zeugin, wie das Kind, unbeholfen und schwerfällig – im Gegensatz zu seiner anmutigen Schwester -, beim Schlittschuhlaufen einbricht. Die Frau beobachtet, wie sich das Gesicht des Mädchens in dem Kampf verändert, sich aus dem eisigen Wasser zu befreien. Und tatsächlich gelingt es dem Kind, sich aus eigener Kraft ans Ufer zu retten. In diesem Augenblick wird der Erzählerin klar: Ich brauchte dem Mädchen nicht mehr zu helfen, „ich hatte es erkannt“. Nach Hause zurückgekehrt, findet sie ein Kinderbild von sich selbst, „in einem weißen Wollkleid mit Stehkragen, mit hellen, wäßrigen Augen und sehr dick“.

Der Tanz des dicken Mädchens auf dem Eis ist für die Dichterin sicher nicht nur im Blick auf ihre eigene Kindheit, sondern auf ihre ganze Existenz ein bewegendes Bild dafür, „gerade in den bedrohlichsten Lagen“ Grenzen zu überschreiten, über sich hinaus „bis ans Äußerste“ zu gehen.

Marie Luise Kaschnitz beginnt mit einundzwanzig Jahren eine Buchhändlerlehre in Weimar und arbeitet später in einem Verlag in München. In dieser Zeit lernt sie den österreichischen Archäologen und Kunsthistoriker Dr. Guido Freiherr Kaschnitz von Weinberg kennen, 34 Jahre alt und katholisch. Er stammt aus einer weltoffenen Wiener Familie. Die beiden begegnen sich in Rom wieder, wo sie in einem Buchantiquariat arbeitet und er als wissenschaftliche Hilfskraft am Deutschen Archäologischen Institut. Im Dezember 1925 wird in Bollschweil geheiratet. Dann folgen erste glückliche Jahre in Rom. Durch ihren Mann entdeckt die junge Frau die Welt der Wissenschaft und mit Rom eine Wiege der Kulturen, eine Art Ersatz für ein versäumtes Studium. Dazu kommt eine Vielzahl von Studienreisen rund um das Mittelmeer. So wurzelt in dieser Zeit dann auch die erste literarische Tätigkeit, die ihr Mann nach Kräften unterstützt und kritisch begleitet. Das „Ein-Herz-und-eine-Seele-Sein“ ihrer Ehe ist wohl die lebenslang besondere Voraussetzung zum Schreiben. Das lässt ihr fast zu wenig Zeit für ihre einzige Tochter, Iris Constanza, die 1928 geboren wird.

In Rom entsteht 1933 auch ihr erster Roman „Liebe beginnt“:

Eine Reise führt das Paar Andreas und Silvia, die Ich-Erzählerin, in ein südliches Land, das faschistische Italien deutet sich an. Für Silvia wird das fremde Land zum „Spiegelbild“ des eigenen Lebens. Die Figur des

Andreas repräsentiert dagegen die Lebensform, die später mit dem Begriff der „Inneren Emigration“ bezeichnet wird: er lehnt das Aufgeben der Individualität innerhalb eines totalitären Staates ab und versucht, die Freiheit des Einzelnen auf seine Weise zu leben. Der Preis für diese Haltung ist die Heimatlosigkeit im eigenen Land. Silvia sieht ihre Zukunft in ihrer Weise voraus:

„Ich sah eine unendliche Menge von Menschen, die im Takt gingen, im Takt sangen und die Hand erhoben zum selben Gruß. Ich sah auch Andreas und mich selbst, wir standen nicht weit entfernt, aber allein. Niemand blickte zu uns hin, und unsere Stimmen waren unhörbar, als wäre keine Luft da, die sie hätte tragen können.“ (3)

So spiegeln sich in den Andeutungen ihres Romans persönliche Konflikte und politische Erfahrungen der Schriftstellerin und des Wissenschaftlers, letztlich auch die Ohnmacht jener leisen Form der Opposition in einem totalitären Staat.

Ähnlich wie die Silvia im Roman begleitet Marie Luise Kaschnitz ihren Mann an alle Orte seiner Lehrtätigkeit: Nach der Habilitation in Freiburg erhält er 1932 einen Ruf als Professor für Archäologie nach Königsberg, das ihnen zunächst als ein Ort der „Verbannung“ erscheint...

„Ein Land ohne Wein, ... dafür aber mit Strandhafer..., und treibenden Wolken über dem Feld.“

Doch dann ist Marie Luise Kaschnitz angerührt und begeistert von der Lebensweise in Ostpreußen und den Schönheiten dieses weiten Landes.

Gedanken der Auswanderung werden immer wieder verworfen. 1937 folgt sie ihrem Mann nach Marburg. Als die Freimütigkeit seiner Äußerungen gegenüber Studenten und Kollegen an der kleinen Universität eine Gefahr zu drohen wird, nimmt er 1941 einen Ruf in das anonymere Frankfurt am Main an. Sie finden eine Wohnung im Frankfurter Westend, wo Marie Luise Kaschnitz bis zu ihrem Tod vor 40 Jahren, im Oktober 1974, wohnen wird.

Marie Luise Kaschnitz sieht sich im Dickicht der Inneren Emigration als Gegnerin des Nationalsozialismus, weiß aber zugleich auch um die Grenzen ihres Mutes:

„Allerdings genügte es mir, die schlimmen Dinge anzuzeigen.

Eine Kämpferin war ich nie.“ (4)

1953 läßt sich Guido Kaschnitz von der Frankfurter Universität beurlauben, um die Leitung des Deutschen Archäologischen Instituts in Rom zu übernehmen, wo vor 30 Jahren seine Laufbahn als Wissenschaftler und auch ihre Ehe begonnen hatte. Es folgen noch einmal drei glückliche Jahre. Schriftsteller wie Stefan Andres, Paul Celan und Ingeborg Bachmann gehören zum Freundeskreis. Mit zahlreichen Buchveröffentlichungen, erfolgreich gesendeten Hörspielen und der Verleihung des Georg-Büchner-Preises (1955) erlebt die Dichterin hier Mitte der fünfziger Jahre den Höhepunkt ihres bisherigen literarischen Schaffens.

1956 wird dann wieder Frankfurt am Main ihr ständiger Wohnsitz. Denn ihr Mann entschließt sich, in den Ruhestand zu gehen, um mit Muße sein Lebenswerk, die Strukturgeschichte der Mittelmeerländer, zu Ende

zu führen. Doch im Spätherbst 1956 bricht die tödliche Krankheit aus: Ein Gehirntumor wird festgestellt. Nur seine Frau weiß von Anfang an, dass keine Hoffnung mehr besteht, auch wenn kurzfristig eine erstaunliche Besserung eintritt. Zwei Jahre später, am 1. September 1958, stirbt Guido Kaschnitz. Der Tod des geliebten Mannes verändert tiefgreifend das Leben der Dichterin. Ihre literarische Tätigkeit ist von nun an geprägt von den offenen Wunden der Trauer und der Trennung, von der verletzlichen Welt der „grauen Rosen“. Lange Zeit empfindet sie diesen einschneidenden Bruch in ihrer Biographie nur als Verlust: „Dein Allesvorüber / mein Immernochda“ (5). Der Gedichtband „Dein Schweigen – meine Stimme“ wird zum beredten und zugleich stillen Zeugnis der Witwe.

Mit dem Tod muss ich umgehn
Dem schwarzen Hengst,
der sprengt mit der Schulter
Die sicheren Wände... (6)

Schreibend wollte ich
Meine Seele retten.
Ich versuchte Verse zu machen.
Es ging nicht.
Ich versuchte Geschichten zu erzählen
Es ging nicht.
Man kann nicht schreiben
Um seine Seele zu retten.
Die aufgegebene treibt dahin und singt. (7)

Marie Luise Kaschnitz bleibt in Frankfurt. Ihre Wohnung wird zur Zufluchtsstätte und zum Ort des Zwiegesprächs mit dem Toten. Der Weg der Selbstbesinnung ist mühsam. In ihren autobiographischen Aufzeichnungen „Wohin denn ich“ findet sie schließlich zu einem eigenständigen Leben zurück.

„Eines Tages bin ich zurückgekommen ... Wenn Sie wissen wollen, wer hier spricht, welches Ich, so ist es das meine und auch wieder nicht, aus wem spräche immer nur das eigene Ich. Eine Beschreibung kann ich nicht liefern... eine Zeitgenossin, großäugig (damit ich dich besser sehen kann), großohrig (damit ich dich besser hören kann), stark und hinfällig wie wir alle und wie wir alle jung und uralt. Ein Sack voll Erinnerungen, die nicht gehütet, voll Erfahrungen, die nicht genützt werden, ein Plappermaul, das nicht schweigen will, ein altes Weib, und was gibt es Schlimmeres, aber auch eine Sängerin, eine Tänzerin ...“ (8)

Marie Luise Kaschnitz durchlebt den eigenen Schmerz und übersteigt ihn, sie dringt vor in eine Zone der Leere, die nur durch persönliche Trauer erreichbar ist, aber jenseits davon liegt:

Halte nicht ein bei der Schmerzgrenze
Halte nicht ein

Geh ein Wort weiter
Einen Atemzug
Noch über dich hinaus
Greif dir im Leeren
Die Osterblume... (9)

Im Jahr 1960 bietet die Universität Frankfurt der Dichterin an, als Nachfolgerin von Ingeborg Bachmann eine neu errichtete Gastdozentur für Poetik zu übernehmen.

Damit beginnt für Marie Luise Kaschnitz eine neue Schaffensperiode. Ihre viel beachteten Vorlesungen über „Gestalten europäischer Dichtung von Shakespeare bis Beckett“ machen sie besonders bei jungen Leuten der sechziger Jahre populär. Viele Ehrungen und Preise folgen. Über die mehr persönlichen und individuellen Themen geht sie in dem Gedichtband „Ein Wort weiter“ buchstäblich hinaus und spricht nun auch deutlicher zeitgenössisch-politische Themen an, etwa in dem wohl stärksten politischen Gedicht, dem Zyklus „Zoon politikon“, der aus Anlass des Auschwitz-Prozesses entstanden ist.

Feiertags
Kommt das Vergessene
Auf Hahnenfüßen mit Sporen
Die ritzen mir ins Parkett
Ein Schnittmuster, so
Wird uns zugeschnitten
Das Nesselhemd
Wenn die Wand
Rosentapete sich auftut
Und ausstößt die Bettlade voll
Von gemergelten Judenköpfen
Wenn durch den versiegelten schön
Glänzenden Estrich hinausdrängt
Nichts. Nur ein Rauch
Stinkender. So
Werden wir eingekleidet
In das was uns zukommt
Wenn die Kinder aufstehen fragen
Wie konntet ihr nur
In Rauch und Nesseln
Besonders am Feiertag. (10)

Diese Zeilen offenbaren, wie die vergessene und verdrängte Schuld mitten in die Wohlanständigkeit hineindrängt. Die Vergangenheit ist nicht einfach zu bewältigen, es bleiben unheimliche Fragen.

Immer wieder lässt die Dichterin in ihren Skizzen und Kurzgeschichten das Ungewöhnliche in die „kleinen

Dinge“ des Alltags einbrechen, die alles verändern und auch den Blick in den Abgrund freigeben und damit Konventionen zerreißen: „Von hier ist das Leben neu zu entwerfen“.

Das gilt auch für das Altern. Als sie sich 1968 einer Hüftgelenk-Operation unterziehen muss und es vorbei ist mit dem leichten Schritt einer Tänzerin, geht sie gleichwohl wieder auf Lesereisen, demonstriert gegen die Zerstörung des Frankfurter Westends und erklärt sich 1970 öffentlich für die SPD Willy Brandts. Das führt zu verschreckten Reaktionen. Marie Luise Kaschnitz bleibt gelassen und verdichtet in ihren zwischen 1962 und 1972 entstandenen Gedichten des Bandes „Kein Zauberspruch“ (1972) noch einmal auf das Notwendigste, auf das Herantasten an das Lebensnotwendige, auf die Auseinandersetzung mit dem eigenen Alter und auf die Erinnerung an die Nähe zum Tod.

„Je älter ich werde, desto weniger sicher bin ich, das Richtige richtig zu sagen,
Ich kann keine Behauptungen mehr aufstellen, ich muß tasten, eine Annäherung versuchen.“ (1961)

Ende September 1974 fährt Marie Luise Kaschnitz ein letztes Mal nach Italien, in die Nähe von Rom. Sie arbeitet an einem Vortrag „Rettung durch Phantasie“, den sie am 12. Oktober zum 75-jährigen Bestehen des Insel Verlags auf der Frankfurter Buchmesse halten soll. Trotz kühlen Wetters geht sie mehrmals täglich schwimmen. Sie kommt mit einer Lungenentzündung ins Krankenhaus. Ihre Tochter kann Tag und Nacht bei ihr sein. Am 10. Oktober 1974 stirbt sie mit 73 Jahren in ihrer geliebten „Ewigen Stadt“. In Bollschweil im Breisgau wird sie dann an der Seite ihres Mannes beerdigt.

In ihrem Sinne steht am Ende ein Gedicht. Es ist die ganz alltägliche Erinnerung an eine „Auferstehung“, die vor dem Tod um sich greift, die mit Atem und voll Leichtigkeit das Leben heute feiern kann:

Manchmal stehen wir auf
Stehen wir zur Auferstehung auf
Mitten am Tage
Mit unserem lebendigen Haar
Mit unserer atmenden Haut

Nur das Gewohnte ist um uns.
Keine Fata Morgana von Palmen
Mit weidenden Löwen
Und sanften Wölfen.

Die Weckuhren hören nicht auf zu ticken
Ihre Leuchtzeiger löschen nicht aus.

Und dennoch leicht
Und dennoch unverwundbar
Geordnet in geheimnisvolle Ordnung
Vorweggenommen in ein Haus aus Licht. (11)

Musik dieser Sendung

- (1) Ice Oasis, Piano Cycles - Little Journey, Christiane Dehmer
- (2) Thinking, Piano Cycles - Little Journey, Christiane Dehmer
- (3) Opening up, Piano Cycles - Little Journey, Christiane Dehmer
- (4) Little Journey, Piano Cycles - Little Journey, Christiane Dehmer

Literaturangaben

- (1) Nicht mutig, in: Kein Zauberspruch. Gedichte, Frankfurt a.M. 1972, 57 = GW 5, 463.
- (2) Krefeld 1952 = GW 4, S. 58-66.
- (3) Liebe beginnt. Roman, Berlin 1933 = GW 1, 67.
- (4) Orte. Aufzeichnungen, Frankfurt a.M. 1973 = GW 3, 434.
- (5) GW 5, 316.
- (6) Requiem, Dein Schweigen – meine Stimme. Gedichte 1958-1961, Hamburg 1962 = GW 5, 306.
- (7) Schreibend, Dein Schweigen – meine Stimme. aao, 33 = GW 5, 320.
- (8) Wohin denn ich. Aufzeichnungen, Hamburg 1963, 5 = GW 2, 381.
- (9) Zyklus: Bericht von Neumagen II, in: Ein Wort weiter. Gedichte, Hamburg 1965, 45 = GW 5.
- (10) Zoon politikon I, In: Ein Wort weiter, Hamburg 1965, 65 = GW 5, 406.
- (11) Auferstehung, aus: Dein Schweigen – meine Stimme, Hamburg 1962 = GW 5, 306.